

María Sonia Cristoff

Unbehaust

Was Menschen
mit Tieren machen

Aus dem Spanischen
von Peter Kultzen

BERENBERG

Acht

Auf einmal merke ich, dass ich hungrig bin. Ich sterbe vor Hunger. Das muss mit meinem Schlafmangel zu tun haben, ganz bestimmt: Wie zum Ausgleich dafür esse ich viel zu viel. Im Zoo von Buenos Aires stehen dem Besucher gleich mehrere Fast-Food-Restaurants zur Auswahl; ich entscheide mich für eins mit dem Namen »Schrecklich lecker«. Ich bestelle den größten Hamburger, den sie haben. »Dann also Nilpferdburger mit Ei«, sagt man mir. Ich werfe einen unauffälligen Blick in die Runde, nicht dass plötzlich ein fanatischer Tierschützer von einem der Tische aufspringt und über mich herfällt. Dann bestelle ich einen Riesennilpferdburger. Mit dem Essen in der Hand lasse ich mich an einem der Terrassentische nieder. Die Terrasse grenzt an einen künstlichen See, auf beziehungsweise in dem sich Enten, Schwäne, Biber und Fische tummeln. Am Nebentisch hat ein kleiner Junge gerade eine Portion Pommes Frites aufgegessen – »McCain« steht auf der leeren Pappschachtel; McCain heißt auch der Millionär aus dem (grauenvollen) Film *Wilde Kreaturen*, der sich einen Zoo kauft und anschließend lauter Unheil darin anrichtet. Der Junge sieht mich an. Seine Mutter spricht währenddessen angeregt in ein Handy. Während ich in meinen Nilpferdburger beiße, frage ich mich, ob ich nicht meinen Teil dazu beitrage, dass dieses Kind zu der Ansicht gelangt, wir Menschen könnten uns außer Hühnern, Kühen oder Schweinen doch auch noch ganz andere Tiere einverleiben: Heute

ein Nilpferd, morgen ein Okapi, übermorgen was weiß ich. Schuld bewusst versuche ich, anderswohin zu blicken und langsamer zu kauen, Letzteres weniger um dem Rat meines Gastroenterologen zu folgen, als um mich von meinem schlechten Gewissen abzulenken. In dem künstlichen See vor mir befindet sich auch eine künstliche Insel, auf der Kapuzineraffen und Klammeraffen aus Venezuela leben. Die Insel ist üppig begrünt, und jede Affenfamilie hat ihr eigenes zweistöckiges Häuschen mit symmetrisch angeordneten Fenstern, dafür aber einem bewusst urtümlich gehaltenen Dach. Für den Fall eines Hochwassers stehen die Häuschen auf Holzpfosten. (Lovelock gehört offensichtlich nicht zu den Autoren, die diese Affen lesen.) Mehrere Palmen erheben sich aus dem Inselboden, dazwischen wiegen sich verschiedene Gräser und Wildkräuter im sanften Wind. Die Affen tun sich bald zu Dreier-, bald zu Vierergruppen zusammen und ziehen unbeschwert über ihre Insel. Sie kreischen nicht und kratzen sich auch nicht, wie ihre Bewegungen überhaupt etwas durchweg Harmonisches ausstrahlen. Man könnte meinen, sie haben alles buchstäblich bestens im Griff, ernstere Konflikte scheinen bei ihnen nicht vorzukommen. Sie wirken wie die Bewohner eines gut bewachten Luxusressorts oder einer dieser Wohnmaschinen, die in Science-Fiction-Filmen neueren Datums von tatkräftigen und hochzivilisierten Wesen bevölkert werden – dort werden sie von Gestalten wie mir beobachtet, Humanoide alten Schlages, die, vom Leben auf den künstlichen Inseln ausgeschlossen, auf ihren Riesennilpferdburgern herumkauen, Furcht einflößende Neobarbaren, wie sie immer schon jenseits der Grenze, am anderen Ufer gelebt haben.

In zwei Stunden schließt der Zoo. Dann werde ich die Gelegenheit, zu einer Entscheidung zu gelangen, verpasst haben. Ich hole meinen Notizblock hervor, angeblich hilft es, wenn man ein Problem schriftlich

formuliert. Statt die Gründe aufzuzählen, weshalb ich gerne an einem »ruhigen Ort« – wie soll ich es sonst nennen? – leben würde, denke ich lieber darüber nach, warum ich eigentlich keine Lust mehr habe, in Buenos Aires zu wohnen. Das geht mir immer so: Ich kann klarer denken, wenn ich die negativen Aspekte einer Sache ins Auge fasse. Aber nicht nur klarer, mir fällt dann auch viel mehr dazu ein. Ich kann stundenlang über einen Film reden, den ich grässlich finde, während mir zu einem, der mir gefällt, bestenfalls ein paar dürre Sätze über die Lippen kommen. Vielleicht hat das etwas mit Scham zu tun. Ich fange an, eine Liste zu erstellen. Bevor ich den nächsten Grund notiere, lasse ich jedesmal den Blick schweifen und treffe dabei auf den des Jungen, der mich weiterhin neugierig anstarrt. Komisch, was findet der nur an mir? Nach einer Weile gehe ich die Liste durch, und sie kommt mir völlig unsinnig vor, lässt sie sich doch nicht nur auf mein Leben hier in Buenos Aires, sondern ebenso gut auf jeden anderen Ort der Welt anwenden. Ich reiße den Zettel aus dem Block, knülle ihn zusammen und lege ihn mit den Servietten in die Schachtel, in der sich zuvor mein Riesennilpferdburger befunden hat. Eigentlich müsste ich unmittelbar aus dem Blickwinkel eines Tieres, das sich der menschlichen Zivilisation angepasst hat, darüber sprechen, welcher Strategien sich ein Mensch aus der Provinz bedienen muss, wenn er beschließt, in der Großstadt zu leben, und welchen Preis er dafür zu zahlen hat. Dann würden sich sämtliche Gründe, nach denen ich Ausschau halte, wie von selbst auf meiner Liste einstellen. Purer Anthropozentrismus, würde ein Wissenschaftler einwenden, der nicht imstande ist, zu begreifen, dass es nicht dasselbe ist, ob wir uns mit einem Tier vergleichen oder aber diesem Tier gleichsetzen. Aber ich verzichte nicht deshalb auf dieses Verfahren – also nicht weil ich Angst davor habe, des Anthropozentrismus bezichtigt zu werden; in dieser Hinsicht scheint mir in meinem Fall keine Gefahr zu bestehen:

Ich spreche nicht von Tieren, die *uns* ähnlich sind, sondern von ähnlichen Tieren. Ich verzichte darauf, weil Kafka das in seinem *Bericht für eine Akademie* schon so perfekt gemacht hat, dass ich dem weder etwas hinzuzufügen habe, noch auch mir eine verkrampfte Lobeshymne dazu ausdenken möchte. Rotpeter, der Affe aus Kafkas Erzählung, ist das für meinen Fall ideale Vergleichsobjekt: die Art, wie er sich zwingt, seine Vergangenheit zu verdrängen, seine Überanpassung, die Trennung von der Familie, der er entstammt, seine Weigerung, Nachkommen in die Welt zu setzen. Und die Einsamkeit, die diese Ablösung von seinem Ursprung, dieser Schritt ins Nichts nach sich zieht. Rotpeter beschreibt sehr genau, welche Anstrengungen er unternommen hat, um niemals einen Zoo betreten zu müssen. Wäre es trotzdem dazu gekommen, hätte er sich den Affen in ihren Käfigen unweigerlich sehr nahe – im Sinne von ähnlich – gefühlt. Genau so geht es mir auch. Dieses Gefühl, in eine Falle geraten zu sein, aus der es kein Entrinnen gibt.

Leseprobe aus:

María Sonia Cristoff
Unbehaust
Was Menschen mit Tieren machen

Aus dem Spanischen von Peter Kultzen

96 Seiten · Halbleinen · fadengeheftet · 164 x 228 mm

Die Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel »Desubicados. Zoológicos«
bei Editorial Sudamericana, Buenos Aires.

© 2006 María Sonia Cristoff

© der deutschen Übersetzung:

2012 Berenberg Verlag, Ludwigkirchstraße 10 a, 10719 Berlin

Konzeption | Gestaltung: Groothuis, Lohfert, Consorten | glcons.de

Satz | Herstellung: Büro für Gedrucktes, Beate Mössner

Reproduktion: Frische Grafik, Hamburg

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-937834-52-8



BERENBERG